

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

216 (16.9.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 71

„Wahrscheinlich ist es nicht so, wie Sie denken.“
 „Und diese da, Fräulein? Und die drüben? Wollen Sie sie mal aufsehen, damit ich sehe? Nein, die andere gefällt mir besser. Der Preisunterschied ist ja auch nicht so groß! Schicken Sie mir also diese vier da, ich will mir eine anschauen.“ Entdeckungstreife zur aufständigen Nase. Er humpelt nach. Dann geht er weiter. Sie bleibt vor jedem Lager bewundernd stehen. Am Wäschelager länger als anderswo. Da gibt es wirkliche „Gelegenheiten“. Sie wirft „im Fluge“ Servietten und Wäschlappen durcheinander und erkundigt sich so nebenbei nach dem Preis eines Tischläufers. „Da fällt mir ein, daß Melanie mich um eine Wäschstuchdecke für die Küche gebeten hat.“ Gibt's im vierten Stod. Also zum Fahrstuhl. Oben angekommen, mußt sie die Gaushaltungsartikel. Die Fußbodenbürsten, die Teppichklopper, alles interessiert sie; ihre Küche ist ihr Stolz, und sie widersteht nicht der Versuchung, einen verdienstlichen Verkäufer zu kaufen. Er wird ungeduldig: „Weiter, weiter.“ Zu Fuß geht man wieder hinunter. Kurzer Auenthalt vor einem Stand, an dem von allem etwas verkauft wird: Bilderahmen, Montane, Briefpapier. Briefpapier braucht man immer, nicht wahr? Und dieses hier liegt in so reizenden Schachteln. Die kann man dann als Behälter für die Wänder und die Taschentücher verwenden. So vergeht die Zeit. Je nervöser er wird, desto häufiger sagt sie: „Einen Augenblick noch.“ Sie muß ja sehen, was jetzt modern ist. Es wird abend, und das Haus wird so voll, daß man kaum vorwärts gehen kann. Er ist dem Erstling nahe; sie auch. Jetzt muß sie rasch hinaus und frische Luft atmen; auf der Straße sagt sie mit einem „Auf“ der Erleichterung: „Wegen der Bahnburste, Liebster, kannst Du ja an irgend einem Vormittag, wenn Du nach Hause kommst, selbst hingehen. Vormittags ist es nicht so voll. Am Nachmittage kann man wirklich nichts kaufen, Du hast ja gesehen.“

Für unsere Frauen.

Klerikale Erziehungsmethoden.

Zimmer wieder finden sich Verteidiger der Prügelstrafe in der Fürsorgeerziehung, und merkwürdigerweise sind es gerade die Vertreter des „Christentums“, die darauf hinweisen, daß ihre körperliche Züchtigung die Disziplin nicht aufrecht zu erhalten sei. Sie schieben den Gedanken der heftigen Liebe, den die christliche Religion predigt, beiseite und stellen den Grundsatz der brutalen Methode im das System preussischer Fürsorgeerziehung. Hier wird bei der Auswahl der Leiter von Fürsorgeerziehungsanstalten viel weniger auf pädagogische Talente als auf die Fähigkeit zur Aufrechterhaltung strenger Zucht und scharfen Drills gesehen, wie denn hier überhaupt die Unterdrückung der Persönlichkeit und die Erziehung zum klerikalen Gehorsam das Ziel der Fürsorgeerziehung zu sein scheint.

Die Resultate sind bekannt. Ausbrüche aus den Anstalten sind an der Tagesordnung, und nicht selten wird das Gefängnis weniger unangenehm empfunden als die „Fürsorge“. Von Zeit zu Zeit gerät das Publikum in Erregung, wenn Vorgänge wie in Mieltschin und in der Mohneschen Wälder zeigen, welchen Mißhandlungen und Quälereien die Zöglinge oft ausgesetzt sind, aber ist der Prozeß vorbei und hat der schuldige Anstaltsleiter eine mehr oder minder strenge Strafe erhalten, so beruhigt man sich wieder, und am Systeme wird nichts geändert.

Zentrumsorganen bleibt es jedoch vorbehalten, für eine strenge körperliche Züchtigung der jugendlichen Propaganda zu machen. So schreibt die „Germania“ vom 11. Juli über die Erziehungsanstalten in Strausberg bei Berlin, daß „Ohne körperliche Züchtigungen als Strafmittel nicht an die Aufrechterhaltung der Disziplin auch nur eingemessen zu denken“ sei. Selbst die Absonderung der gefährlicheren Elemente genügt ihrer Ansicht nach nicht. Ohne das „Damoskesschwert“ strenger körperlicher Züchtigungen sind diese Wurschen einfach nicht zu zügeln und die Erzieher in ihrer persönlichen Sicherheit nicht ausreichend zu schützen.“ Man habe trotz aller gegenseitigen Stimmen anerkannt, daß gefühlvolle und gewalttätige Wurschen nur noch die Erregung körperlicher Schmerzen fürchten und nur durch sie in Schach gehalten werden können.“

Was mit solchen „Erziehungsmethoden“ erreicht werden kann, liegt klar auf der Hand. Im günstigsten Fall sagt sich der Zögling, daß er besser behandelt werde, wenn er sich unter die Regeln der Anstaltsleitung beuge und mechanisch die Arbeiten verrichte, die ihm aufgetragen werden. Weniger intelligente und temperamentsvollere Wurschen werden aber einfach gegen jede Gewalttätigkeit sich auflehnen und versuchen, ihren heftigeren Schwierigkeiten zu machen, wo sie können; und wo sich nur eine Gelegenheit bietet, davonlaufen, um in der wiedererlangten Freiheit zunächst einmal neue Grausamkeiten zu begehen und dadurch

eine höhere Stufe hinaufzuführen. Selbst im besten Falle, also dann, wenn der Zögling sich ohne weiteres in das Anstaltsystem einfügt, erreicht aber die Fürsorgeerziehung nicht ihren eigentlichen Zweck. Die jungen Leute lernen auf diese Weise nicht den Segen der Arbeit und der Selbstzucht kennen, sie empfinden nicht das Glück, aus eigener Kraft ein tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft geworden zu sein, sie lernen nur den Gehorsam gegenüber denen, die ihnen an der Macht überlegen sind. Verlassen sie die Anstalt, so sind sie keineswegs innerlich gefestigt, sie schütteln den lästig empfundenen Druck der Anstaltsziehung ab und sind froh, dem Zwang entronnen zu sein. Von eigentlicher Erziehung, von der Ausbildung des Verstandes und des Geistes ist in den wenigsten Fällen die Rede. Der Drill geht über alles.

Die Mißerfolge des preussischen Fürsorgeerziehungswesens beruhen in dem System; und diejenigen, die dieses System aufrechterhalten oder gar verschärfen wollen, verflüchtigen sich an der Jugend. Die schlimmsten Feinde einer wirklichen Fürsorgeerziehung sind die, die wie die Klerikale „Germania“ in der Prügelstrafe eines der Hauptmittel der Erziehung erblicken. Daß ohne körperliche Züchtigung ganz andere Resultate erreicht werden können, beweisen die Versuche in England und Amerika, wo in den Zöglingen vor allen Dingen das Verantwortlichkeitsgefühl gestärkt wird. Dort sperrt man nicht hinter hohen Mauern von der Welt ab, man läßt in ihnen nicht das Gefühl aufkommen, daß sie Verworfenen, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen sind, sondern man gibt ihnen das, was ihnen fehlt: Selbstachtung, Pflichtgefühl und Arbeit, die nicht nur die Hände, sondern auch den Geist beschäftigt. Zu solcher Erziehungsarbeit gehören freilich starke Persönlichkeiten, die ihre Überlegenheit nicht erst durch Anwendung körperlicher Gewalt zu beweisen brauchen. Und diese Persönlichkeiten sind in Preußen Deutschland dünn gesät. Sie können sich nur in freien Staatswesen voll entfalten, in denen man kriegerische und Schmüßerei verachtet, denn nur in solchen Staaten ist Verwendung für aufrechte, willensstarke Menschen.

Daß in den preussischen Erziehungsanstalten Mißerfolge mit einer Wülfen der Strafmittel erzielt worden sind, wie die „Germania“ behauptet, wen könnte das schließlich wundern? Solange nicht das Wesen der Fürsorgeerziehung von Grund auf anders wird, solange sie nicht in einem freieren Geiste geleitet wird, können einzelne Milderungen der Strafen keine Wirkung ausüben. Sie werden dann natürlich als Schwäche ausgelegt. Es kommt eben darauf an, mit dem ganzen Systeme zu brechen und in dem Fürsorgezögling nicht einen Sträfling zu sehen, sondern einen vernachlässigten jungen Menschen, der der besten und sorgfältigsten liebevoller Erziehung bedarf. Man besser nicht durch Prügel, sondern durch Einwirkung auf den Verstand.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Nervöse Kinder. Ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit, dem man schon früh entgegenzutreten sollte. Daher sollten Eltern und Erzieher ja nicht veräumen, den ausgezeichneten, von einem Fachmann geschriebenen Artikel unter „obiger Ueberschrift“ zu lesen, der sich in der neuesten Nummer der in ihrer Art einzig dastehenden Monatschrift „Kindergarderobe“, Verlag John Henry Schwerin G. m. b. H., Berlin W. 57, befindet. Dieses billige Blatt bietet in jeder Nummer vielfältige Beschäftigung und Unterhaltung der Kleinen, sowie Belehrung der Mütter auf allen Gebieten bis zur Selbstanfertigung von Kinderkleidern, wozu neben dem großen musterzüglichen Schnittbogen die vom Verlage zu beziehenden, ungemein billigen Normalschnittmuster außerordentlich helfen. Abonnements auf „Kindergarderobe“ zu 25 Pf. pro Nummer bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern durch erstere und den Verlag John Henry Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Große Modenwelt. Jede Dame, auch die ungeliebteste, kann sich heutzutage die edelsten und elegantesten Toiletten für billiges Geld selbst herstellen, wenn sie dazu eine Nummer des tonangebenden Weltmodenblattes „Große Modenwelt“ mit Fächerbignette, Verlag John Henry Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57, und den zugehörigen musterzüglichen Schnittbogen dazu verwendet. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fächerbignette (man achte genau auf den Titel) zu 1 Mk. vierteljährlich, nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Probenummern bei ersterer und dem Verlag John Henry Schwerin, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 71. Karlsruhe, Dienstag den 16. September 1913. 33. Jahrgang.

Dantons Tod.

Ein Drama in 3 Akten (15 Bildern) von Georg Büchner.

(5. Bild.)

Ein sehr einfaches Zimmer.

Robespierre. Danton. Paris.

Robespierre. Ich sage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, ist mein Feind, — seine Absicht tut nichts zur Sache; wer mich verhöhnt, mich zu verteidigen, tötet mich so gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Notwehr aufhört, fängt der Mord an; ich sehe keinen Grund, der uns länger zum Tode zwänge.

Robespierre. Die soziale Revolution ist noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt sich selbst sein Grab. Die gute Gesellschaft ist noch nicht tot, die gesunde Volkskraft muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgetheilten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Jugend muß durch den Schrecken herrschen.

Danton. Ich verstehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Jugend, Robespierre! — Du hast kein Geld genommen, du hast keine Schulden gemacht, du hast bei keinem Weibe geschlafen, du hast immer einen anständigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen, dreißig Jahre lang mit der nämlichen Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen, bloß um des elenden Vergnügens willen, andere schlechter zu finden als mich. — Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte: Du lügst, du lügst!

Robespierre. Mein Gewissen ist rein.

Danton. Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält; jeder pökt sich, wie er kann und geht auf seine eigene Art auf seinen Spaß dabei aus. Das ist der Mühe wert, sich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag sich wehren, wenn ein anderer ihm den Spaß verdirbt. Hast du das Recht, aus der Guillotine einen Walszuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagenen Köpfen Fleckfugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? Ja, du kannst dich wehren, wenn sie dir darauf spucken oder Böcher hineinreißten; aber was gehts dich an, solange sie dich in Ruhe lassen? Wenn sie sich nicht genieren, so herumzugehen, hast du deswegen das Recht, sie ins Grabloch zu sperren? Bist du der Polizeisoldat des Himmels? und — kannst du es nicht ebensogut mit ansehen, als dein lieber Herrgott, so halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du leugnest die Tugend?

Danton. Und das Laster. Es gibt nur Epifuräder, und zwar grobe und feine; Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, das heißt, er tut, was ihm wohl tut. — Nicht wahr, Unbesehlicher, es ist grausam, sich die Absätze so von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laster ist zu gewissen Zeiten Hochverrat.

Danton. Du darfst es nicht proskribieren, ums Himmels willen nicht, das wäre undankbar, du bist ihm zu viel schuldig, durch den Kontrast nämlich. — Uebrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unsere Streiche müssen der Republik nützlich sein, man darf nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer sagt dir denn, daß ein Unschuldiger getroffen worden sei?

Danton. Hörst du, Fabricius? Es starb kein Unschuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris): Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müssen uns zeigen! (Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein.) Geh' nur! Er will die Rösse der Revolution am Vordell halten machen, wie ein Kutischer seine dressierten Gänse; sie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu schleifen. — Mir die Absätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Ists das eigentlich? — Sie werden sagen: keine gigantische Gestalt hätte zuviel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn sie recht hätten? — Ist denn so notwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es ist lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufsichtigen. — Er muß weg. Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand, als trät er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den seichtsten Berechnungen und den Schlammrändern dieser Leute stranden lassen, wir müssen die Sand abhauen, die es zu halten waagt, und wenn er es mit den Zähnen packt! — Weg mit einer Gesellschaft, die der toten Aristokratie die Kleider ausgezogen und ihren Ausatz geerbt hat. — Keine Tugend! Die Tugend ein Abjaz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag soviel Lappen darum wideln, als ich will, das Blut schlägt immer durch. — (Nach einer Pause): Ich weiß nicht, was in mir das andere belügt. (Tritt aus Fenster.) Die Nacht schnarcht über der Erde und mäzt sich im wüsten Traum. Gedanken, Wünsche, taum geahnt, wir und gestaltlos, die scheu vor des Tages Licht sich verbrochen, empfangen jetzt Form und Gewand und stehen sich in das stille Haus des Traumes. Sie öffnen die Türen, sie sehen aus den Fenstern, sie werden halbwegs Fleisch, die Glieder strecken sich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, sind wir nicht Nachtwandler, ist nicht unser Handeln wie das im Traum — nur deutlicher, bestimmter, durchgeführter? Wer will uns darum schelten? In einer Stunde verrichtet der Geist mehr Taten des Gedankens, als der träge Organismus unseres Leibes in Jahren nachzutun vermag. Die Sünde ist im Gedanken. Ob der Gedanke Tat wird, ob ihn der Körper nachspielt, das ist Zufall.

(St. Just tritt ein.)
Robespierre. Ge, wer da im Finstern? Ge, Nicht, Nicht!
St. Just. Kennst du meine Stimme?
Robespierre. Ah, du Saint Just!
 (Eine Dienerin bringt Licht.)
St. Just. Warst du allein?
Robespierre. Eben ging Danton weg.
St. Just. Ich traf ihn unterwegs im Palais Royal. Er machte seine revolutionäre Stirn und sprach in Epigrammen, er buzte sich mit den Ohnehosen, die Grisetten liefen hinter seinen Waden drein, und die Leute blieben stehen und zischelten sich in die Ohren, was er gesagt hatte. Wir werden den Vorteil des Angriffes verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.
Robespierre. Was wollt ihr tun?
St. Just. Wir beufen den Befehlsgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrtsauschuß zu feierlicher Sitzung.
Robespierre. Viel Umstände.
St. Just. Wir müssen die große Leiche mit Anstand begraben, wie Priester, nicht wie Mörder; wir dürfen sie nicht aerthüden, alle ihre Glieder müssen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.
St. Just. Wir müssen ihn in seiner vollen Ausrüstung beisehen und seine Pferde und Sclaven auf seinem Grabhügel schlachten: *Racour* —
Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, gewesener Advokatenreiber, gegenwärtig Generalleutnant von Frankreich! Weiter!
St. Just. Herank-Schelles.
Robespierre. Ein schöner Kopf!
St. Just. Er war der schönste Anfangsbuchstabe der Konstitutionsakte, wir haben dergleichen Hierrat nicht mehr nötig, er wird ausgewischt. — *Philippeau, Camille!*
Robespierre. Auch den?
St. Just. (überreicht ihm ein Papier). Das dacht ich, Da lies!
Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! Sonst nichts? Er ist ein Kind, er hat über euch gelacht.
St. Just. Hier, hier! (Er zeigt ihm eine Stelle.)
Robespierre. (liest): „Dieser Blutmessias Robespierre auf seinem Kalvarienberge zwischen den beiden Schächern Couthon und Callot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Beschweftern stehen wie Maria und Magdalena unten. Saint Just liegt ihm wie Johannes am Herzen und macht den Konkord mit den apokalyptischen Offenbarungen des Meisters bekannt; er trägt seinen Kopf wie eine Monstranz.“
St. Just. Ich will ihn den seinigen wie Saint Denis tragen machen.
Robespierre. (liest weiter): „Sollte man glauben, daß der laubere Frack des Messias das Reichenhemd Frankreichs ist und daß seine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinenmesser sind? [— Und du, Barrère, der du gesagt hast: auf dem Revolutionsplatze werde Münze geschlagen! Doch ich will den alten Sack nicht aufwählen, er ist eine Witwe, die schon ein halbes Duzend Männer hatte, und die sie begraben half. Wer kann was dafür? Das ist so seine Gabe, er sieht den Keuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratische Gesicht an. Wer mag sich auch zu Leichen setzen und den Gestank riechen?] — Also auch du, Camille! — Weg mit ihnen! Rasch! Nur die Toten kommen nicht wieder. Hast du die Anklage bereit?
St. Just. Es macht sich leicht. Du hast die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.
Robespierre. Ich wollte sie schreien.
St. Just. Ich brauche nur durchzurühren, die Falscher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie sterben an der Mahlzeit; ich gebe dir mein Wort.
Robespierre. Dann rasch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch!
Robespierre. Sowohl, Blutmessias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat sie mit seinem Blut erlöset und ich erlöse sie mit ihrem eigenen. Er hat sie sündigen gemacht und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wollust des Schmerzes und ich habe die Qual des Genfers. Wer hat sich mehr verleugnet? Ich oder er? — Und doch ist was von Märrheit in den Gedanken. — Was sehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menschen Sohn wird in uns allen gekreuzigt, wir ringen alle im Gethemane-Garten im blutigen Schweiß, aber es erlöset keiner den andern mit seinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen alle von mir — es ist alles wißt und leer — ich bin allein.
 (Fortsetzung folgt.)

Die Anzahl der Sterne im Weltall.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Zahl der sichtbaren Sterne zunimmt mit der Kraft des benutzten Fernrohrs und daß die Fixsterne, die wir auf diese Weise wahrnehmen, ausnahmslos selbstleuchtende Sonnen sind wie die unsrige. Wie viele dunkle Trabanten vorhanden sein mögen, entzieht sich unserer Kenntnis völlig, doch ist erwiesen, daß es solche Trabanten gibt. Man

unterachtet die Sterne nach ihrer Helligkeit in sogenannte Größenklassen; die hellsten sind 1. Größe, die kleinsten, welche man noch eben mit bloßem Auge unterscheiden kann, 6. Größe. Mit der 7. Größe beginnen die teleskopischen Sterne, deren Anzahl zunehmend größer wird, je stärker optische Hilfsmittel man anwendet. Das größte zurzeit vorhandene Fernrohr mit Glaslinsen, nämlich der 40zöllige Yerkes-Refraktor, reicht bis zu Sternen 17. Größe, das 60zöllige Spiegelteleskop auf Mount Wilson bis zu solchen 18. Größe und das in Ausführung begriffene 100zöllige Teleskop wird voraussichtlich bis zu Sternen 19. Größe reichen. Aus den Höhlungen der Sterne 1. bis 9. Größe und aus Schätzungen der Sternhäufigkeit auf kleineren Regionen des Himmelsgewölbes hat man auf die durchschnittliche Zunahme der Sternhäufigkeit mit abnehmender Helligkeit geschlossen, doch sind diese Schlüsse beträchtlich unsicher.

Ausgedehnte Untersuchungen nach dieser Richtung hin hat Professor v. Seeliger in München angestellt, doch beruhen sie zum guten Teil auf hypothetischen Voraussetzungen. Er fand auf diese Weise, daß in Herzsels Teleskop am ganzen Himmel etwa 27 Millionen Fixsterne sichtbar waren, und auf Grund gewisser einfacher Annahmen kam er zu dem Schluß, daß die Gesamtzahl der Sterne zwischen 41 und 64 Millionen betragen könne. In den größten Ferngläsern sind bei weitem nicht so viele Sterne sichtbar, als auf den Platten der photographischen Teleskope; auf diesen erscheinen also zahlreiche Sterne, die kein menschliches Auge jemals direkt am Himmel gesehen hat. Eine photographische Aufnahme des ganzen Himmels ist 1887 durch den astro-photographischen Kongreß zu Paris beschlossen worden und gegenwärtig in der Ausführung bereits weit fortgeschritten. An ihr beteiligten sich 18 Observatorien mit völlig gleichen Instrumenten. Es werden zwei verschiedene Aufnahmen gemacht, eine mit Exposition von fünf Minuten Dauer, die Sterne bis zur 11. Größe wiedergibt, eine zweite mit Exponierung von einer Stunde, wodurch Sterne bis fast zur 13. Größenklasse erhalten werden. Bei dieser doppelten Ausführung sind 20 000 Platten erforderlich und man glaubt, daß die Gesamtzahl aller Sterne bis zur 13. Größe etwa 30 Millionen betragen wird. Mit größeren Instrumenten und bei längerer Exponierung der Platten stellt sich die Zahl der Sterne noch größer heraus. So bei Aufnahme auf der hochgelegenen Sternwarte zu Arequipa in Peru, wo Aufnahmen mit einem 24zölligen photographischen Teleskop gemacht wurden, und wobei auf einzelnen Platten bis zu 40 000 Sterne erschienen.

Wie weit diese Sternzunahme mit der zunehmenden Größe der Instrumente und der Dauer der Exponierung gehen wird, weiß zurzeit niemand; man vermutet aber, daß dies bis zur 20. Größenklasse der Fall sein dürfte. Der vor einigen Jahren verstorbene berühmte Himmelsforscher Simon Newcomb hat kurz vor seinem Tode die Ergebnisse seiner Studien über Anordnung und Ausdehnung des Sternenhimmels veröffentlicht. Er kommt zu folgenden Schlüssen: Wenn man mit einem Halbmesser, der 200 000mal so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne, eine Kugel beschrieben denkt, so findet sich durchschnittlich unter ihr Raum, den acht dieser Kugeln einnehmen, nur ein einziger Fixstern. Die Ansammlung der Sterne, die wir als Univerſum zu bezeichnen pflegen, ist in ihrer Ausdehnung begrenzt. In dem Maße, als man sich der äußeren Begrenzung nähert, werden die Sterne wahrscheinlich spärlicher. Um den Raum bis zu der Grenze des Univerſums zu durchlaufen, braucht der Lichtstrahl etwa 3000 Jahre, und diese Distanz entspricht rund 30 000 Billionen Kilometern. In der Richtung der Milchstraße ist die Ausdehnung des Univerſums größer als in der Richtung senkrecht darauf. Die Zahl aller Sterne des Univerſums muß auf Hunderte Millionen veranschlagt werden (die dunklen Massen ausgenommen). Nach neueren Berechnungen des Astronomen Tucker ist es wahrscheinlich, daß in den größten Teleskopen auf jedem Quadratgrad des Himmels durchschnittlich 1000 Sterne sichtbar werden. Das macht 40 Millionen im ganzen, wobei die 17. Größenklasse einschließlich als Grenze betrachtet wird.

Der alte Vitronom meint aber, daß man, gemäß den photographischen Aufnahmen, noch Sterne 20. Größe annehmen müsse und daß deren Gesamtzahl auf 100 Millionen zu veranschlagen sei.
 Die Frage, ob jenseits dieser ungeheuren Sternansammlung noch andere von ähnlicher Größe im Weltraum vorhanden sind, ist nicht mit einiger Sicherheit zu beantworten. Es kann sein, kann auch nicht sein; gewiß ist nur, daß die Anzahl der Sterne begrenzt sein muß, schon weil das Unendliche ein einmal Gauß sich ausdrückte, nur als das ewig Unvollendete aufzufassen ist. Wie es sich aber auch hiermit verhalten mag, so darf man behaupten, daß nicht sowohl die Größe des Univerſums und die Zahl seiner Weltkörper den Geist des forschenden Menschen aufs äußerste bedrängen, sondern vielmehr die Frage, woher es kommt, daß überhaupt etwas wie das Univerſum vorhanden ist, statt des absoluten Nichts. Die tiefsten Denker sind dabei zu dem Ergebnis gelangt, daß dieses Weltseins in irgend einer uns unfahbaren Weise mit einer Intelligenz von überaus großem schöpferischen Vermögen verknüpft sein möge, von der wir Genaues auf dem Wege der Forschung nicht ermitteln können. Hier tritt also das Auerforschliche ein, von dem Goethe sagt, daß das größte Glück des denkenden Menschen sei, es ruhig zu berechnen.

Allerlei.

Eine Riesengebirgsrandbahn. Ein großes Unternehmen im Riesengebirge geht von dem Kreis Strzberg und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft aus. Es soll eine Normalspurige Kleinbahn für Personen- und Güterverkehr von 27,5 Kilometer Länge gebaut werden, wovon 6 Kilometer auf die unmittelbare Verbindung von Schmiedeberg mit Krummhügel, 6,2 Kilometer auf die Zweigstrecke Krummhügel-Brüdenberg, 14 Kilometer auf die eigentliche Randbahn Krummhügel-Hermesdorf und der Rest auf eine kurze Verbindungsstrecke von Brüstig nach Steinhausen entfällt. Dem Bahnbau bieten sich in dem gebirgigen Gelände ziemlich große Schwierigkeiten; insbesondere die Linie Obertrummhübel-Brüdenberg erfordert für 6,2 Kilometer Länge durchweg die ungewöhnliche Steigung von 50 Meter auf 1000 Meter Streckenlänge, viele Dämme, Brücken, Einschnitte und Talübergänge. So kommt es, daß allein für den Unterbau durchschnittlich 130 000 M. Kosten für jeden Kilometer erforderlich sind. Der ganze Bau soll 36 Millionen Mark kosten. Der Kreis übernimmt davon für 1,5 Millionen Aktien, ebensoviel die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft. Der Kreis nimmt ferner für 600 000 M. Obligationen und sorgt für den restlichen Teil allein 50 000 M. bei. Der Strom soll aus dem Ueberlandstrafwerk der Provinz Schlesiens bezogen werden.

Eine Rodenpanik in einem Caf. In einem österreichischen Cafschaue ereignete sich, wie gemeldet wird, jüngst eine Szene, die alle anwesenden Damen noch lange zurückdenken werden. Friedlich und vergnügt sah man an einem schönen Nachmittage da. Die Musik spielte lustige Weisen. Plötzlich erhob sich an einem der Tische ein Tumult, man vernahm eine lärmende Frauenstimme, und unter lautem Schluchzen erklärte die Dame, sie habe beim Durchgehen durch das Lokal eine kostbare Perlenkette mit einem Brillantschloß verloren, sie habe ferner gesehen, wie eine der anwesenden Damen diese Perlenkette unter ihr Haar versteckt habe. Wer die Dame sei, wisse sie nicht mehr genau, nur andeutungsweise könne sie angeben, wo sie sitze. Also, da keine der Damen zugeben wollte, eine Perlenkette auch nur gesehen zu haben, wurden alle Damen veranlagt, auf ihren Plätzen sitzen zu bleiben, und zu warten, bis die Polizei käme, die diese geheimnisvolle Angelegenheit untersuchen sollte. Und die Polizei kam, und veranlaßte, was niemand vermutet hätte, daß alle Damen sich ihr Haar auflösten, um die Unschuld zu beweisen. Man kann sich kaum einen Begriff von den Szenen machen, die sich hier abspielten. Unter keinen Bedingungen wollten die Damen ihre kunstvollen Frisuren zerstoren, aber es half nichts, wenn sie nicht mit auf die Waage gehen wollten. Schließlich gingen die Damen, die sich unter keiner Bedingung das Haar auflösen wollten, in Begleitung der Beziererin und des diensttuenden Beamten in ein leeres Zimmer, und nahmen hier das Haar ab. Unter der Fülle des falschen Haars wurde nun noch dem verschundenen Halsband gesucht, aber es fand sich nicht. Von allen anwesenden Damen warer nur zwei, die sich vor aller Welt ihr Haar lösten konnten, weil sie keine falsche

Haare trugen, Holz saßen sie im Schrud ihres langen ersten Haares an ihrem Tische in dem Cafe. Endlich fand sich das Halsband, es lag auf der Erde, verdeckt hinter einem Stuhle. Die empörten Damen wollten sich auf die Anschuldigerin stürzen, um sie für das verantwortlich zu machen, was ihnen zugestoßen war. Sie verließ eilfertig das Lokal.

Verflüssigung von Naturgas für technische Zwecke! Die Amerikaner haben bisher vielfach noch jungfräuliche Arbeitsfelder vorgefunden und infolgedessen nicht bloß eine brutale Raubwirtschaft geführt, sondern auch sonst gewaltig mit den Naturgütern verschwender. Seit einer Reihe von Jahren aber macht sich auch in Amerika das Bestreben geltend, mit den von der Natur dargebotenen Schätzen sparsamer umzugehen. Man hat die Verartbeitung von Kohlen und Ergen nicht bloß auf eine bessere, wirtschaftlichere Basis gestellt, sondern sucht auch die bisher weniger beachteten Naturgüter auszunutzen. Die englische Zeitschrift „The Engineer“ berichtet auf Grund amerikanischer Quellen, daß man neuerdings auch mit Erfolg versucht hat, das Naturgas zu verflüssigen und zum Betrieb von Motorenagen zu verwenden. Das Verfahren ist Albert M. Szent in Wheeling (Virginia) gesehlich geschützt worden. Ein Versuchsmotorenagen hat mit 8,4 Kubikmeter Gas rund 160 Kilometer zurückgelegt und könnte, da der Behälter 16,8 Kubikmeter faßt, mit seinem Vorrat die doppelte Strecke zurücklegen. Man beabsichtigt, gegebenenfalls überall in den Vereinigten Staaten Verkaufsstellen für das flüssige Gas einzurichten, in denen die Wagen ihren Vorrat ergänzen sollten, und glaubt, den Preis auf die Hälfte des Petroleumpreises festsetzen zu können. Nähere Angaben über das Verflüssigungsverfahren sind leider nicht gemacht worden.

Billigere Telegramme nach dem Osten der Welt! Die große nordische Telegraphengesellschaft, die mittels der durch Serbien gebenden russischen Landlinie den Verkehr mit Japan unterhält, wozu von Vladimirof ein unterseeisches Kabel geht, das sich von Japan bis Shanghai und Hongkong fortzieht, verkehrt auch über Nachtia mit China, wo sie in den letzten Jahren ihren ersten Telegaphenverkehr erreichte. Japan hat sich nun nach Ablauf der bisherigen Rechte der Gesellschaft im Jahre 1912 selbst die für einen eigenen Betrieb nötigen Rechte vorbehalten, so daß die Gesellschaft ihre Monopolstellung nur noch vorläufig innehat. Die Folge wird sein, daß ihre Dividende, die im letzten Geschäftsjahre 20 Prozent betrug, größer als je war und durch die Fünfteltelegraphie keinerlei Einbuße erlitt, nun bald doch einige Schwämerung erleiden wird. Japan kam es besonders auf die Einrichtung eines Regierungskabels zwischen Nagasaki und Shanghai an, auf dem in japanischen Schriftzeichen (Kana) abgefaßte Telegramme befördert, sowie chinesisch-japanische Staatstelegramme ausgewechselt werden können. Ferner wird auf einem bereits einige Jahre bestehenden japanischen Regierungskabel zwischen der Insel Formosa und dem chinesischen Küstenplak Hoochow ein größerer japanischer Verkehr stattfinden. Am schwersten aber wird sich wenigstens zuerst die Herabsetzung der Telegrammgebühren fühlbar machen, die sowohl Japan, wie die Presse der ganzen Welt verlangte. Diese Herabsetzung wird 20 bis 50 Prozent betragen, und damit die Gesellschaft ein für allemal die Verkehrsbedürfnisse besser befriedigen, hat sie sich verpflichtet, sogar weitere Gebührenerabsetzung zu gewähren, falls die Einnahmen noch weiter steigen sollten. Auch China und der ganze Osten mit der englischen Kolonie Hongkong nebst den jetzt Amerika gehörenden Philippinen und den großen holländischen Besitzungen mußte in die Ermäßigung einbezogen werden. Die Herabsetzung der Gebühren wird ja zweifellos eine Erhöhung der Einnahmen bringen, und zu alledem hat der Balkankrieg ein Pflaster auf die Wunde gelegt, da die diplomatischen und sonstigen Telegramme eine gewaltige Einnahme brachten.

Er braucht eine Zahnbürste. Im Pariser „Journal“ veröffentlicht Maurice Renel die folgende Satire aus dem Familienleben: Der Herr und die Dame des Hauses sitzen zusammen. „Hast Du augenblicklich etwas Besonderes vor?“ fragte er verlegen. „Nein, Marum?“ „Weil ich Dich dann bitten möchte, ins Warenhaus zu gehen und für mich eine Zahnbürste zu kaufen.“ „Was für eine Zahnbürste? Eine harte oder eine weiche?“ „Wie ich sie immer habe, nicht zu hart, nicht zu weich.“ „Kommt doch mit; wir sind schon so lange nicht mehr zusammen ausgegangen.“ Im Warenhaus, wozu er und sie im Lagameier gefahren sind, um nach dem Einkauf der Zahnbürste noch eine kleine Spazierfahrt zu machen, ist es natürlich hübsch voll. Er zögert ein wenig, sie aber tritt entschlossenen Schrittes ein. Sie kennt alle Verkaufshände, wie ein Kunstfreund die Säle des Louvre kennt. Er möchte, kaum daß er drin ist, schon wieder hinaus. Sie bleibt plötzlich stehen. Unter einem schier unentwirrbaren Haufen von Hutformen hat sie eine ganz besondere entdeckt, die sie ansehen muß. „Nicht häßlich, was?“ „Schön auch nicht!“ brummt er. „Du kannst das nur so nicht auf sehen, aber der Hut würde, wenn er erst darnietet ist, ent-